Nr. 235. XXXIV. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Dienstag, 9. Mai 1905

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Die Schiller-Feier.

In Berlin.

Eine milde Sonne wirft durch leichte Wolken und herbe Frühlingsluft ihre Strahlen auf diesen Tag hehrer Trauer, den Tag, an dem einst Schiller starb, um uns nun ewig zu leben . . .

Schon in früher Morgenstunde regt sich festtägliches Treiben in den Straßen. Die Schulkinder alle, alle eilen im Feiertagsgewand ihren Lehrstätten zu, um dem Festakt beizuwohnen, der ihnen von Schillers Größe künden soll. Und früh schon drängen sich Menschenmassen in die Straßen, die dem Gendarmenmarkt benachbart sind, wo vor dem königlichen Schauspielhause sich das Schiller-Denkmal erhebt. Rund um den Platz wehen Fahnen im Winde, Tannenkränze ziehen sich an Häusern entlang, und vor dem Bildwerk staut sich die Menge. Am Sockel des Denkmals ruhen schon Kränze, große und kleine, von Reichen gegeben und von Armen, als schönste Spende ein Kränzlein tiefblauer Enzianen aus der Heimat Wilhelm Tells.

Und dicht drängte sich die Menschenmasse am Opernplatz, wo Wagen auf Wagen die Teilnehmer zu der Universitätsfeier heranführten. Im Vorgarten der Hochschule sammeln sich die Vertreter der studentischen Vereinigungen, in Wichs mit flatternden Fahnen, um dann gemeinsam hinüberzuziehen ins königliche Opernhaus, der Stätte der

Schiller-Feier der Universität.

Hier füllen sich gegen 11 Uhr schnell alle Plätze des schönen Raumes. Im Parkett und den beiden ersten Rängen sammeln sich Lehrer der Berliner Hochschulen und die Damen der akademischen Kreise, Diplomaten, Vertreter der Beamtenschaft und der geistigen Berufe in buntem Gemisch. Die beiden oberen Ränge sind von Studenten gefüllt, und auch im Hintergrund des Parketts stehen Chargierte in bunten Farben. In den Prozeniumslogen sitzt die offizielle Welt. Im ersten Rang Graf Bülow mit seiner Gemahlin, in einer Nebenloge Kultusminister Studt mit Gattin. Die Botschafterloge ist dicht gefüllt. Noch sind die vier ersten Reihen des Parketts leer geblieben. Bis wenige Minuten vor 11 die ordentlichen Professoren der Universität, im Talar und Ordensschmuck, den Saal betreten und sich hier niederlassen, in ihrer Mitte der Rektor Hertwig, Universitätsrichter Laube und die Dekane im Schmuck ihres Amts. Noch eine kurze Pause, dann erscheint in der großen Hofloge Generalintendant v. Hülsen und hinter ihm der Kronprinz, der seinen Vater bei dieser Feier vertritt. Der Prinz verneigt sich vor der Versammlung und läßt sich dann an der Seite des Hausministers v. Wedel nieder. Gleich darauf ertönt ein Glockenzeichen, und der Vorhang rauscht empor.

In der Mitte der Bühne ragt aus einem Gebüsch von Lorbeer und weißen Lilien in mächtiger Größe Dannekers Schiller-Büste. Zu ihren Seiten steht der Opernchor im Festgewand; hinter ihm ragen, getragen von Studenten in vollem Wichs, die Banner der Universität und der Fakultäten und die Fahnen der studentischen Vereinigungen empor. Ein lichtes, frohes Bild. Das Orchester hebt an, und geleitet von Hofkapellmeister Dr. Muck erklingt Schillers „Dithyrambe" in der pompösen Komposition von Max Bruch. Das Tenorsolo singt Herr Jörn. Als die Töne verhallen, senkt sich der Vorhang. Aber bald hebt er sich wieder, und nun besteigt, umgeben von Studenten, Professor Erich Schmidt ein kleines, vor der Büste Schillers aufgestelltes Pult, um das Wort zur Festrede zu nehmen. Er spricht eine Stunde lang und gibt eine gedankenreiche, nach so vielen Seiten mit bedeutsamen Worten sich wendende Charakteristik Schillers, daß hier nur einzelne Teile dieser Ansprache herausgehoben und skizziert werden können:

Er, der Millionen zugejauchzt, wird heute von Millionen gefeiert. Kein Dichter der Welt genießt die Verehrung wie Schiller. Jenseits des Kanals, jenseits des Weltmeeres, allen Deutschen, wo sie auch wohnen, gilt er einen Halt in der Fremde. Und wie auf eine Universalherrschaft scheint es zu deuten, wenn am heutigen Tage in Chicago ein württembergischer General die Rede zu Ehren Schillers hält. Und doch beruht die Popularität Schillers nur auf einem Bruchteil seiner Werke, auf seinen dramatischen Schöpfungen! . . .

Schillers Bild ist heute vielfach umschleiert und verdunkelt. Wir müssen den Dichter wieder befreien von Vorurteilen, wir müssen seine Persönlichkeit herausschälen. Wir dürfen dem Aristokraten auch nicht, verleitet durch einige seiner Worte, politisch-revolutionäre Gedanken zuschreiben, wie es wohl bei der Schiller-Feier in der drängenden Zeit des Jahres 1859 geschah; denn über die Mehrheit hat er doch kaum anders gedacht als sein Fürst Sapieha. . . . . .

Wir scheuen nicht den Weg vom „Wallenstein" zum „Prinzen von Homburg". Die Kleist, Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig mahnen uns daran, daß es keine erstarrte klassische Kunst gibt. Und Schiller selbst ist in seiner ästhetischen Meinung ja nicht stehen geblieben. Der Schöpfer von „Kabale und Liebe" ist zu dem Realismus dieses Werkes nicht wieder zurückgekehrt. Der Weg, der von den „Räubern" zum „Wallenstein" führt, ist weit; aber keines aller Werke ist ohne stärksten sittlichen Drang. Für Schiller war das Dramatische immer zugleich das Theatralische. Und er wußte das selbst. Aber nicht seine Schuld ist es, wenn hohlköpfige Epigonen Leeres deklamierten und kraftlos durch die ganze Weltgeschichte schlichen. Sie haben es mitverursacht, wenn heute jedermann, und nicht zuletzt der deutsche Jüngling, sich scheut vor dem Pathos. Und auf der Bühne herrscht gefälliger Singsang oder natürliche Trivialität. . . . .

Als einen Adelsmenschen haben die Goethe und Humboldt Schiller gesehen, und vor dem Adelsmenschen neigen auch wir uns. Schiller wußte, daß ihm nicht mehr als fünfzig Jahre des Lebens gegeben seien; aber nie klagte er. Eine heute beliebte Pathologie der Dichter und Denker scheitert an ihm; denn wenn wir sein Leben nicht kennten: seine Werke würden bis zuletzt nichts von seinen Leiden verraten. Heiter sahen ihn bis zuletzt junge Freunde, und Goethe staunte immer wieder über sein Schaffen. Er kommandierte die Poesie ohne Rasten und Kosten. Von der heutigen Nervosität, von dem heute beliebten kegeren dramatischen Skizzieren wenden wir uns zu diesem Dichter ungeheuerer Energie. Niemand hat seinen Dichterberuf höher aufgefaßt als Schiller und doch bescheidener: schweigend warf er seine Werke in die Unendlichkeit. . . .

Kommilitonen! Laßt Euch von Schiller ausrüsten mit Idealismus und Freiheitsdrang! Blickt nicht hinab ins Niedere, blickt auf die Höhen, wo die edelsten Geister der Menschheit ihren Sitz haben! Denkt nicht an den Tag und seine einzelne Sorge, denkt an das Ganze, an das Große! Euer Leben sei tapfer und heiter, wie er es war! Und was Goethe in dem Entwurf zu der Trauerfeier für den toten Freund sang, das wiederholen wir:

„Seine durchgewachten Nächte
Haben unser'n Tag geheilt!"

Und wie diese Trauerfeier ausklingen sollte, so klinge es auch hier aus: Gloria in excelsis!

Der Redner hatte geendet. Beifall und das Trampeln der Studenten erschollen; der Vorhang senkte sich. Nach Kurzem hob er sich wieder, und nun füllte ein dichter Chor von Studenten die Bühne. Und begleitet vom Klingen der Schläger tönte unter Professor Max Friedländers Leitung das ewigfrische Lied Schillers durch den Saal: „Wohlauf Kameraden" bis zu den heiligen Mahnworten:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Wenige Minuten, nachdem die Universitätsfeier geendet, schlossen sich vor dem Opernhaus die ordentlichen Professoren und die Vertreter der studentischen Vereinigungen zu einem Zuge zusammen und schritten vereint zu dem nahen Gendarmenmarkt, um teilzunehmen an der

Feier am Schiller-Denkmal.

Man sagt, Berlin könne keine Feste feiern, und oft hat sich diese Erfahrung bestätigt. Es liegt in der Bevölkerung ein passiv-kritischer Zug, der nicht immer die reine Freude aufkommen läßt. Um so dankbarer wollen wir auf den heutigen Vormittag, an die Feier vor dem Schauspielhaus zurückblicken. Die Veranstaltung, bestrahlt von der Frühlingssonne belebendem Blick, war ungemein schön; um es mit einem Wort zu sagen, sie war Schiller würdig. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß sich die offizielle Welt bedachtsam zurückhielt. Selbst der Reichskanzler Graf Bülow, dessen literarisch-ästhetische Neigungen auch seine politischen Gegner zu schätzen wissen, hatte sein Erscheinen nicht bewerkstelligen können. Von den Spitzen der Armee sah man wohl keinen, und von den Ministern wurde nur der Kultusminister Dr. Studt bemerkt, der, von Geheimrat Jacob geleitet, einen Kranz niederlegte. Später erschien auch sein Ministerialdirektor Althoff, der — wie Ohrenzeugen berichten — aus dem Publikum heraus und zwar von einer Gruppe akademischer Bürger mit nicht gerade sympathischen Rufen empfangen wurde. Ein Fest der Intellektuellen, des Bürgertums, des Volkes! Freuen wir uns, daß es nichts anderes war!

Schon der Festplatz selbst gewährte ein Bild von großer und reich bewegter Schönheit. Die Polizei hatte die Absperrungen ziemlich liberal vorgenommen, — und wo sie überhaupt nichts zu sagen hatte, nämlich in den Fenstern der Häuser ringsumzund auf den Dächern bis hinauf zu dem Giebel des Schauspielhauses —, da war Mensch an Mensch gedrängt, in der Tiefe sämtlicher Nebenstraßen nur noch stecknadelkopfgroß zu sehen. Köstlich sah sich die Freitreppe des Hoftheaters an. Dort stand, auf der einen Seite von Chargierten flankiert, die anderthalbtausendköpfige Schar der Berliner Gemeindeschüler, vorerst noch ein unruhig brandendes Meer von Knaben und von Mädchen in lichten, meist weißen Gewändern. Im Zuge der Mauerstraße hatten vier Gardemusikkorps — also doch etwas Soldateska — Aufstellung genommen. Sie harrten der Leitung des Armeemusikinspizienten Professor Roßberg; vor ihnen, ein ungewohnter, aber sehr freundlicher Anblick, Abordnungen der Berliner Postanstalten, all die wackeren Leute, die nun den Ruhm dieses Berliner Schiller-Tages in die Welt hinaustelegraphieren sollen. Um das Denkmal des Dichters, dessen Schöpfer — Reinhold Begas — nicht sichtbar war, scharten sich zu Hunderten die Eingeladenen, zahlreiche markante Köpfe der reichshauptstädtischen Gesellschaft, Kunst und Literatur, mit ihren Angehörigen.

Um halb ein Uhr schwebte Glockenklang vom benachbarten „Deutschen Dom" hernieder, — dem Dichter der „Glocke" zu Ehren. Währenddem legten zahlreiche Abordnungen und einzelne Persönlichkeiten Kränze an die Stufen des Denkmals. Generalintendant v. Hülsen tat das im eigenen Namen; Oberregisseur Max Grube für die königlichen Schauspiele; Oberbürgermeister Kirschner für die Stadt, Herr v. Pritzebur im Namen des „Vereins Berliner Presse", dessen erster Vorsitzender Dr. Ludwig Fulda als Mitglied des Komitees zugleich bei den Erschienenen die Honneurs machte. Turner nahten sich und Innungen und Vereine, so eine Abordnung des „Schwäbischen Schiller-Vereins" und viele, viele andere.

Es war ein überaus festlicher Moment, als sich dann vom Opernhause der akademische Festzug näherte, dessen Zustandekommen gestern noch bedroht schien. Voran die Professoren im Schmuck ihrer Talare, diese „geistige Leibgarde der Hohenzollern", die durch den Tod in den letzten Jahren manchen Großen verloren hat, aber doch noch eine große Zahl edel geprägter Charakterköpfe aufweist. Hinter ihnen, eine schier endlose Schlange von bunten Wichsen und flatternden Fahnen, die Abordnungen der studentischen Korporationen. Der Professorenzug bewegte sich in die nächste Nähe des Denkmals, wo jetzt auch der vorher erschienene Professor Erich Schmidt nicht weit vom Hausminister v. Wedel-Piesdorf und dem bayerischen Gesandten Grafen Lerchenfeld sichtbar wird. Die Studenten finden noch Platz auf der Freitreppe. Zu beiden Seiten der Bronzelöwen, die auf den Treppenwangen stehen, gruppieren sich nun in hellem Rot, Grün und Blau, in den Schattierungen aller nur möglichen Farben, die Musensöhne. Ein ganz pittoreskes Bild, in diesem blinkenden Sonnenlicht fast unwahrscheinlich schön für unser norddeutsches, an nüchterne Farblosigkeit gewöhntes Auge.

Die Feier begann mit einer von Professor Roßberg geleiteten Fanfare. Dann schwoll mächtig über den Raum Felix Mendelssohn-Bartholdys Festgesang „An die Künstler", ausgeführt von dem im Zuge der Taubenstraße aufgestellten Berliner Sängerbund unter Felix Schmidts Leitung. Wiederum von den Armeemusikern exekutiert, erklang Rossinis Tell-Ouvertüre.

Dann kam das Reizvollste, Lieblichste und vor allem Unvergeßliche des Festes. Jene Gemeindeschüler auf der Schauspielhaustreppe, die Jungens und die Mädel in den lichten Kleidern sangen unter Ad. Zanders Leitung. Sie sangen „An die Freude" und nach der Komposition von Johann Friedrich Reichardt drei Strophen aus dem „Cleusischen Fest". Wundervoll klar, verständlich jedes Wort, in einem ausgezeichneten Zusammenwirken, jung aus jungen Herzen, freudig und jubelnd klang es zum marmornen Schiller herab. Der Beifall der Menge ringsum löste sich ganz von selbst.

So fand unser Bürgermeister Reicke ein von der Stimmung der Stunde ganz erfülltes Publikum, als er das Podium gegenüber der Stirnseite des Denkmals bestieg und in aller Kürze eine Reihe glücklicher Gedanken und ein unverkennbar aus dem Inneren strömendes warmes Gefühl in der folgenden Ansprache entwickelte:

Erhabener Geist! Zu Tausenden haben wir uns heute um Dein Denkmal von Stein versammelt, wir alle, ein lebendiges Denkmal Deiner zeitüberwindenden Größe. Wir alle haben uns hier versammelt, Dir Huldigungen zu erweisen, und Hunderttausende jauchzen im deutschen Vaterlande Dir zu. Was Du in der bedrückenden Enge Deines Ringens und in Deiner heißen Sehnsucht Dir gewünscht hast, daß einst hundert Jahre, nachdem Dein Leib in Staub zerfallen, noch Menschen Dein Andenken legnen möchten: herrlicher, als Du selber je geträumt, ist es heute in Erfüllung gegangen. Dankbar schauen wir als beglückte Enkel zurück auf Dein Leben und Streben, dessen Spuren uns durch unser geistiges Dasein begleiten, und freudiger Stolz hebt unsere Brust, wenn wir von unserem volkstümlichsten Dichter reden. Nicht dem schwungvollen Lyriker gilt dies Gefühl, obwohl seine Gedichte und Balladen neben der Bibel wohl das erste und allgemeinste Band sind, das über alle sozialen Trennungen hinweg die Jugend des Einen mit der Jugend des Anderen verbinden. Auch nicht dem gottbegnadeten Dramatiker, dessen Werke seit einem Säkulum Millionen von Herzen erschüttert und erhoben haben, und nicht dem geistreichen Verfasser philosophischer und historischer Werke. Nein! Wir alle fühlen, daß er uns noch ein Höheres geworden ist, daß ein Größeres in unseren Seelen anklingt, wenn die Gestalt dieses Genius uns vor Augen tritt. Ein Wegweiser ist er uns geworden, ein Führer und Erzieher unseres Volkes. Den Weg vom Aesthetischen zum Ethischen, von der Kunst zur Sittlichkeit, vom Schönen zum Guten, hat er deutlich wie kein Anderer uns gezeigt. Er hat uns gelehrt und gepredigt, wie große echte Kunst durch Verdoppelung der Seelen die große echte Tugend eines Volkes zeitigt. An den Tugenden der Vorgeschlechter entzündet er die Folgezeit, so hat er selber einmal diese gedankliche Brücke geschlagen. Allein, bedarf es denn dieses Umweges über die Kunst, um zur Sittlichkeit zu gelangen? Haben nicht die großen Religionsstifter aller Zeiten ihre Taten getan, ohne diese Brücke zu betreten? Gewiß, und auch heute noch gibt es wohl Stunden, da man jene Frage verneinen mag. Die eben entwickelte Seele eines jungen Menschenkindes in all ihrer blühenden Empfänglichkeit, warum sollte sie nicht alle Keime des Guten und Edlen willig in sich aufnehmen? Und jugendliche Völker sind solche jugendlichen Seelen. Oder wer hätte noch nicht als eine schönste Aeußerung des beglückten Herzens den heißen Drang gefühlt, allen Menschen Gutes zu tun?

Aber solche weichen Zeiten sind der Vollheit selten beschieden, und auch im Leben des Einzelnen haben sie keine bleibende Statt. Im allgemeinen schreiten wir Kinder einer schnellebigen Zeit daher, bepackt mit den Sorgen des Alters. Pflichten und Aufgaben, Glauben und Wünsche, Kämpfe und Sorgen machen aus uns nur zu oft müde Körper und gehetzte Seelen, die das Glück nicht mehr kennen, einer Empfindung leben zu dürfen. So verhärtet sich selbst dem Besten die Seele, und Unempfänglichkeit heißt unser schlimmes Erbteil. Da tritt der Dichter auf den Plan. Mit dem Pflug der Leidenschaft durchfurcht er die verhärtete Rinde, aufackert er mit der Worte und Töne Gewalt das schlummernde Volk der Gefühle, und im gelockerten Boden empfangen die geöffneten Seelen die Gefühle, die Keime guter und schöner Wahrheit. Aus solchem Grunde scheint mir, betritt Schiller die Bühne, zu solchem Ende führt er den großen Kampf der Leidenschaft in unsere Herzen. So konnte er nun selber ausgehen, ein Säemann, auszusäen die hohen Worte, von denen ein Volk lebt: die Liebe zur Freiheit, die Liebe zum Vaterlande und die Liebe zur aufrecht mannhaften Tatkraft. Vor hundert Jahren gesät und seit hundert Jahren geerntet. Nun schauen wir zurück.

Schon einmal hat diese Stätte, auf der wir heute versammelt stehen, eine Feier gesehen, die dem gleichen Namen galt. Es war der 10. November 1859, damals eine Zeit innigten Sehnens nach einem geeinigten großen deutschen Vaterlande, dem noch kein glücklicher Stern zu winken schien. Und heute ist es ein Menschenalter, seit jene Sehnsucht glorreich in Erfüllung ging. Ein ungeahnter Aufschwung zur Macht und Größe unseres Vaterlandes.

Mitbürger! Wie wir wissen und heute aussprechen dürfen, daß für dies eine große Ziel unser großer Schiller nicht umsonst gelebt